

Die „Volkswacht“
erscheint täglich Nachmittag außer
Sonntag und ist durch die
Expedition, Neue Graubenzstr. 8/9
sowie die Post und
durch Colporteurs zu beziehen.
Preis vierteljährlich 2 Mk. 25 Pf.,
pro Woche 20 Pf.
Postzeitungsliste Nr. 7248.

Volkswacht

für Schlessien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die werkhätige Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“.

Anfertigungsbetrag
beträgt für die vierteljährliche
Beilage oder deren Raum
20 Pfennige, für Besondere- und
Besondere-Anzeigen
10 Pfennige.
Inserate für die nächste Nummer
müssen bis Vormittag 10 Uhr in der
Expedition abgegeben werden.

Nr. 29.

Dienstag, den 4. Februar 1896.

7. Jahrgang.

Zum Kampfe der Confectionsarbeiter.

Zust im richtigen Augenblick erscheint im Verlage von W. Grunow in Leipzig*) eine Schrift, deren Inhalt geeignet ist, die ganze Hartnäckigkeit des profitstüchtigen Unternehmertums im hausindustriellen Confections-gewerbe in das greifste, abstoßendste Licht zu rücken. Die Confectionsarbeiter haben am 13. Januar in Berlin beschlossen, die Unternehmer zur Errichtung von Betriebswerkstätten aufzufordern und haben diese Aufforderung mit einer alle Einwände ausschließenden Motivierung den Confectionsfirmen zur Beantwortung bis zum 1. Februar zugestellt.

Der 1. Februar ist da und das barmherzige, kurzschichtige, dumme, das in der Ausbeutung der billigen Arbeitskräfte sich großfüttert, hat mit einem barischen, kategorischen Nein geantwortet. Dieses Nein soll und wird ein Brandmal ihnen in die Stirne drücken, wenn nur erst in den Kreisen des Publikums, ja auch des bürgerlichen Publikums die Schenlichkeiten der hausindustriellen Zustände bekannt geworden sind. Und um die Verbreitung dieses haarsträubenden Bildes des Elends erwirbt sich die eben erschienene Schrift ein besonderes Verdienst.

Die Verfasserin, eine Leipziger Dame, gehört der Bourgeoisie an; ihre Schilderungen stehen über dem Verdacht zu stehen, tendenziös die Thatsachen zu verdrehen; bei ihr spricht das Herz, das Gemüth in erster Linie und sie ist noch des guten Glaubens, daß die Unternehmer des Confections-gewerbes, sobald ihnen nur die Kenntniß des Elends ihrer Arbeiter geworden ist, die aufgestellten Forderungen bewilligen werden. „Ich hege die feste Hoffnung — ruft sie aus — daß Einsicht und Menschenliebe über Gedankenlosigkeit und Gewinnsucht den Sieg davontragen werden.“ Sie traut den Capitalisten Deutschlands ein mehr mitleidiges als profitstüchtiges Herz zu, wenn sie angefaßt der brutalen Mittel, mit denen amerikanische Schneiderkönige ihre streikenden Arbeiter aus ihren Wohnungen ergnügen ließen, wähnt, daß ein solcher unausstehbarer Schandfleck in der Geschichte des Capitalismus Deutschlands nie seines Gleichen finden könne.

Die so geartete Verfasserin wendet sich auch nicht agitatorisch an die Arbeitermassen, sie wendet sich vielmehr an die Damen der Bourgeoisie, an die satte Klasse, bei der sie das Gefühl des Mitleids mit den geplagten Arbeiterinnen der Hausindustrie erwecken will. Der Ebner-Eichenbach'sche Spruch: O, sag' nicht fremdes Leid, ein Leid ist fremd Dir nie — das ist das Motto ihrer Schrift. „Wohl ist die Klust“, sagt Oda Olberg in der Einleitung, „die die Verschiedenheit der Lebensstellung zwischen Menschen und Menschen schafft, sehr weit geworden, aber so weit ist sie noch nicht, daß eine grimme Gerechtigkeit nicht den Weg hinüber finden könnte von den im Elend verkommenen zu den glücklicheren Schichten der Menschheit.“

*) Oda Olberg, Das Elend in der Hausindustrie der Confection. 1896. Preis 1 Mark.

Oda Olberg ist also nicht weniger als eine Dame, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehend die Massen der Confectionsarbeiter agitatorisch zu bearbeiten und zum Handeln zu entflammen sucht. Und gerade darum schlagen wir den Inhalt der Broschüre, die Darstellung der Hölle moderner Industriearbeit, so beachtenswert hoch an. Noch nirgends sind die Zustände des hausindustriellen Confections-gewerbes, insbesondere des Sweating-Systems mit seinen Folgeschmerzen so eingehend unter Beherrschung des an vielen Orten zerstreuten Materials und so übersichtlich geschildert worden, wie hier. Die Zeitungen haben in letzter Zeit oft und viel das Schwergewicht erwähnt, aber wie gestaltet, wie verbreitet es ist, davon haben nur Wenige eine Ahnung. Ganz anschaulich führt uns unsere Führerin durch die Hölle der Hausindustrie in das Heim einer Confectionsarbeiterin, die in der Südvorkstadt Leipzigs ihr armländes Dasein fristet. „Für Viele ist die Hausindustrie mit einem Schein von Poesie und dem Hauche idyllischen Friedens umgeben.“ Aber die weltentrückten Augen unachten sich, wenn sie in die Höhle eines dunkeren Hausarbeiterheims hineinschauen: freilich welche herrliche Proben, unter den abgemagerten Händen der Heimarbeiter verfertigt, liegen in den prächtigen Auslagen der großartigen Confectionshäuser aus: welche Käuferin denkt auch nur daran, daß diese Pracht dem Massenelend ihre Existenz verdankt! Nicht eine jede Dame findet wie Oda Olberg in der Wohnung einer Hausarbeiterin ein Canossa für ihre Gedanklosigkeit. Der Zufall führte sie in eine solche Wohnung und bei ihrem Gemüthe trifft es zu: „Manche Stunde habe ich in dieser Wohnung verbracht, und die blasse, abgehärmte Frau, die ich stets über der Nahrung trug, tritt mir immer vor die Seele, wenn ich die eleganten Schaufenster der Confections-geschäfte betrachte. Hier diese Pracht und dort das furchtbare Elend; hier so manches, was der Annehmlichkeit, auch der Eitelkeit und Puffsucht dient, und dort ein stummer, beständiger Kampf mit der Noth, ein ungeheures Heldentum der Arbeit, und dabei die nagende, zehrende Kümmertheit, daß der Verdienst doch nicht ausreicht, um die Kinder zu gesunden Menschen zu erziehen.“

Das übersichtliche Bild über die hungerigen Lohnverhältnisse in den Confectionscentren Deutschlands zeigt die fast gänzliche Entwerthung der Arbeitskraft in der Hausindustrie. Alles stürzt sich in Ermangelung einer lohnenden Arbeit auf die Hausindustrie und in schrankenloser Konkurrenz werden die Löhne bis zu fünf, drei, ja zwei Mark für die Woche herabgedrückt. Mäntelnäherinnen haben in Berlin vier Monate lang oft umsonst zu arbeiten und vermittelst dieses Kniffs bringen es Confectionsfirmen zu wege, die Arbeitslöhne überhaupt so gut wie ganz zu sparen. Dabei spotten die Arbeitsbedingungen, Arbeitsräume, wie die Dauer der Arbeitszeit jeder Beschreibung. Wer sich darüber näher informieren will, der lese die Schrift Oda Olbergs selbst. Daß dabei die Lebenshaltung der hausindustriellen Arbeiter im Sumpfe des Elends sich bewegt, daß namentlich beim weiblichen Theile derselben die Prostitution den nothwendigen Erwerb abgeben muß, weist die Schrift an der Hand verschiedener Autoritäten,

unter anderen aus den Zeugnissen der gewiß unparteiischen Fabrikinspectoren überzeugend nach. Mit ägender Schärfe geht sie der feindseligen Stellung unserer Polizeibehörden den gewerkschaftlichen Organisationen der Frauen gegenüber zu Leibe. „Es ist eine beklagenswerthe Verblendung, wenn den Organisationen die Behörden noch Hindernisse in den Weg legen, anstatt die Pioniere im Kampfe gegen die Verelendung der Massen nach besten Kräften zu unterstützen... Läßt man weiter die moralische Welt durch Geld regiert werden, so darf man sich nicht wundern, wenn das Ende der Bankrott alles dessen ist, was einst heilig und groß war.“

Aus bürgerlichem Lager kommt so Schlag auf Schlag die verbiente Kritik der ablehnenden Antwort der Confectionsfirmen vom 1. Februar. Den Spiegel ihres Neins bildet die Olberg'sche Schrift. Selbst die Verfasserin scheint voraus zu ahnen, daß ihr Appell an das gute Herz der Capitalisten keinen Widerhall finden möchte: denn sie hält im Kampfe gegen die Hausindustrie gesetzgebende Maßnahmen doch für das beste Mittel, „da der wirksamste Act der Selbsthilfe, der Streik, in seinem Ausgange immer zweifelhaft bleibt, doppelt zweifelhaft bei einer so tiefstehenden Arbeiterschaft, die hausindustriell zerstückelt, so gut wie gar nicht organisiert und nicht mit ausreichenden Mitteln versehen ist.“

Dieser gewiß richtige Gedanke, daß gesetzgeberische Maßnahmen das beste Mittel gegen die Hausindustrie und ihre Auswüchse sind, ist es eben, der uns, die wir auf dem Boden des Klassenkampfes stehen, in erster Linie veranlaßt, die Arbeiter zur politisch mächtigen Partei zu organisieren, weil wir schon längst wissen, daß der Appell an das Gemüth der Menschen noch nie in großem Maße die Entwicklung der Menschheit vorwärts bewegt hat. Und wenn jemand mit Engelzungen redete und hätte die Macht nicht, er wäre und bliebe der Ausgelachte. Auch die Bewegung der Confectionsarbeiter lehrt der Arbeiterschaft den Weg zur Eroberung der politischen Macht.

Das in Deutschland geltende bürgerliche Recht

ist bekanntlich sehr buntschedig. Der Denkschrift zum Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches ist nunmehr eine Nebenricht beigefügt, die ein anschauliches Bild von der Mannigfaltigkeit der in Deutschland geltenden Rechte gewährt.

Den größten Geltungsbereich hat danach das Preussische Allgemeine Landrecht vom Jahre 1794 mit etwa 21,200,000 Einwohnern. Es gilt in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, Schlessien, Brandenburg, Pommern (ohne den Regierungsbezirk Stralsund), Sachsen und Westfalen, in dem Regierungsbezirk Aachen und einzelnen Kreisen der Regierungsbezirke Danabrück, Hildesheim und Düsseldorf, ferner innerhalb Bayerns in den vormaligen fränkischen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth und innerhalb Sachsen-Weimars in den 1815 mit dem Großherzogthum vereinigten Erfurter Gebiets-theilen. Im Gebiet des Allgemeinen Landrechts celtan an wichtigen Partikular-Rechten

Bel-Ami.

Roman von Guy de Maupassant.

54] Nachdruck verboten.

VII.

Seit zwei Monaten war Marrokko völlig erobert. Frankreich war Herrin von Targen, besaß die ganze afrikanische Mittelmeerküste bis zum Reiche von Tunis und hatte die Zinsgarantie für die Staatsschuld des neu annektirten Landes übernommen.

Zwei Minister hatten dabei, so hieß es, ungefähr zwanzig Millionen verdient, und fast allgemein wurde der Name Baroche-Mathien genannt.

Was Walter betraf, so wußte jeder Pariser, daß er zwei Eisen im Feuer gehabt und dreißig bis vierzig Millionen an der marokkanischen Rente und acht bis zehn Millionen an Eisen und Kupferminen sowohl wie an ungeheuren Landfrüchten verdient hatte, die er vor der Eroberung für ein Butterbrot gekauft und am Tage nach dem Einrücken französischer Truppen an Colonisationsgesellschaften verkauft hatte.

In wenigen Tagen war er einer der Herren der Welt, einer jener allmächtigen Finanzmänner geworden, die mächtiger als Könige, alle Köpfe sich beugen, alle Lippen flüstern und alles hervorkommen machen, was Niedriges, Feiges, Heißes auf dem Grunde des Menschenherzens liegt.

Er war nicht mehr der Jude Walter, der Director einer anrüchlichen Bank, der Herausgeber eines verdächtigen Blattes, der Abgeordnete, dem man schmutzige Wucher-geschäfte nachsagte. Er war der Herr Walter, der reiche Israelit.

Und er wollte es zeigen. Er wußte, in welchen Verlegenheiten sich der Prinz von Carlsburg, der Besitzer einer der schönsten Paläste der Rue

de Jacobourg-Saint-Honoré mit einem Park nach den Champs-Élysées hinaus befand, und machte ihm das Anerbieten, ihm das Grundstück, wie es stand und lag, mit allem Mobilien binnen vierundzwanzig Stunden für drei Millionen abzukaufen. Von der Summe verfuhr nahm der Prinz an.

Am nächsten Tage bezog Walter seine neue Wohnung. Nun hatte er einen zweiten Gedanken, um Paris zu erobern, einen wahren Gedanken à la Bonaparte.

Damals machte ein großes Bild des ungarischen Malers Karl Markowitsch gewaltiges Aufsehen. Es war bei dem Kunsthändler Jacques Venoble ausgestellt und hießte „Jesus geht auf dem Meere“, dar. Jeder wollte es sehen.

Die enthuftastische Kunstkritik erklärte dies Bild für das herrlichste Meisterwerk des Jahrhunderts.

Walter kaufte es für fünfhunderttausend Francs und entführte es. So schnitt er von einem Tage bis zum nächsten den rauschenden Strom der öffentlichen Neugier ab, wanz ganz Paris von ihm zu reden, ihn zu beneiden, zu schmähen oder zu loben.

Dann ließ er durch die Zeitungen verbreiten, daß er alle in der Pariser Gesellschaft bekannten Leute eines Abends zu sich einladen würde, um das Meisterwerk des fremden Künstlers zu betrachten, damit es nicht heiße, er habe ein Kunstwerk eingesperrt.

Sein Haus würde jedem offen stehen. Wer wolle, solle nur kommen. Das Vorzeigen des Einladungsschreibens an der Thür würde genügen.

Dieses Schreiben war folgendermaßen abgefaßt: „Herr und Frau Walter bitten Sie, ihnen am dreißigsten December zwischen neun Uhr und Mitternacht die Ehre Ihres Besuches zur Betrachtung des elektrisch beleuchteten Bildes von Karl Markowitsch: Jesus geht auf dem Meere — erweisen zu wollen.“

Als Postscriptum war in ganz kleinen Buchstaben zu lesen: „Nach Mitternacht wird getanzt.“

So konnten alle, die dableiben wollten, dableiben, und die Familie Walter ihre Tagesbekanntschaften aus ihnen ergänzen.

Die übrigen konnten das Bild, den Palast und seine Eigenthümer betrachten, konnten ihrer unverfämben oder gleichgiltigen Salon-Neugier Genüge thun und dann wieder so von dannen gehen, wie sie gekommen waren. Und der alte Walter wußte recht gut, daß sie später auch wiederkommen würden, so wie sie zu seinen israelitischen Mitbrüdern gekommen, sobald sie so reich wie er geworden waren.

Zunächst mußten nur all' die mit Titel behangenen Delggen, deren Namen in den Blättern genannt werden, sein Haus einmal betreten haben; und er wußte, daß sie kommen würden, schon um das Gesicht eines Menschen zu sehen, der in sechs Wochen fünfzig Millionen verdient hatte, daß sie auch kommen würden, um zu sehen und zu zählen, wer sonst noch hinkäme und daß sie schließlich auch deshalb kommen würden, weil er den guten Geschmack und die Geschicklichkeit besessen hatte, sie zur Bewunderung eines christlichen Gemäldes bei ihm, einem Sohne Israels, einzuladen.

Er schick ihnen zurufen: Sehen Sie, ich habe fünfhunderttausend Francs für das reizvolle Meisterwerk von Karl Markowitsch: „Jesus geht auf dem Meere“ bezahlt. Und dies Meisterwerk wird nun für immer bei mir, unter meinen Augen, im Hause des Juden Walter bleiben.

In der Gesellschaft, in der Gesellschaft der Herzoginnen und des Jockey Clubs wurde seine Einladung eifrig besprochen: sie verpflichtete ja schließlich zu nichts. Man konnte da hingehen, sowie man zu Herrn Petit in die Aquarellausstellung geht. Walter besaß ein Meisterwerk. Daß alle Welt es bewundern sollte, öffnete er für einen Abend die Thoren seines Hauses. Gut. Was war weiter dabei?

